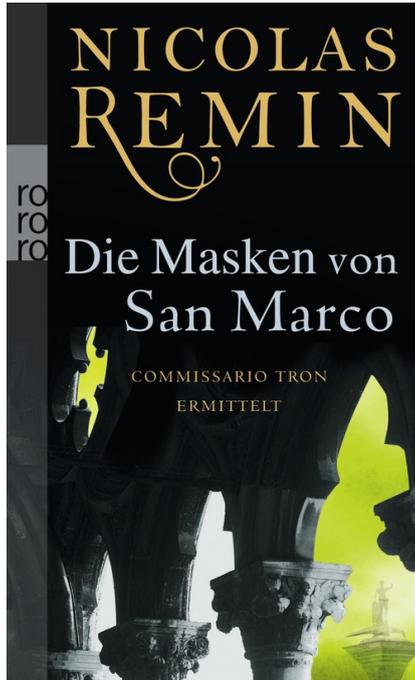


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-24202-1

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Inhalt

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32

33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54

1

Die Bombe, aus der gaffenden Menge herausgeschleudert, detonierte mit einem gewaltigen Feuerball, als die Kutsche Napoleons III. vor dem Pariser Opernhaus zum Stehen kam. Die Explosion ließ das Glasdach über dem Eingang einstürzen, zerfetzte ein halbes Dutzend zivile Opernbesucher und brachte die Gasbeleuchtung auf der Straße zum Erlöschen. Nachdem man die verkeilte Kutschentür aufgebrochen hatte, stellte sich heraus, dass der Kaiser und die Kaiserin unverletzt waren. Als Kaiserin Eugénie die Loge mit blutbeflecktem Kleid betrat, ging ein besorgtes Raunen durch das Parkett, doch es handelte sich lediglich um das Blut eines Adjutanten. In der Pause nahm das Kaiserpaar die Glückwünsche des herbeigeeilten Kabinetts entgegen. Die Rückkehr des kaiserlichen Paares in die Tuileries glich einem Triumphzug. Ganz Paris war auf den Beinen, um den wunderbar Verschonten zuzujubeln.

Ein Triumphzug. Eine ganze Stadt, die den Verschonten zujubelt.

Franz Joseph legte die Mappe mit den Zeitungsausschnitten wieder auf den Schreibtisch zurück, erhob sich und trat ans Fenster. Die herbstliche Sonne hatte die Wolken im Westen zu einem verwaschenen, grauen Federstrich verfärbt, und ein plötzlicher Windstoß tauchte den Innenhof der Hofburg in gelbliches Blättergeflatter. Auf der anderen Seite des Platzes fegte ein alter Mann mit einem Reisigbesen Blätter über den Kopfsteinen zusammen; ein zweiter kam angeschlurft und blieb stehen, um mit ihm zu plaudern. Franz Joseph schloss die Augen, und einen Moment lang verwandelte seine Phantasie die beiden alten Männer in eine jubelnde Menschenmenge, die ein wilder Sturm monarchistischer Begeisterung vor seine Fenster getrieben hatte.

Eine ganze Stadt, die den Verschonten zujubelt.

Die Idee war genial. Vor allem war sie seine eigene Idee, obwohl er sie, zugegebenermaßen, zunächst als nicht ganz ernst gemeinte Andeutung geäußert hatte, fast ein wenig erschrocken über seine eigene Kühnheit. Dass sein Generaladjutant, Graf Crenneville, die Andeutung aufgegriffen und die konkrete Planung veranlasst hatte, gab ihm jedoch nicht das Recht auf geistige Urheberschaft. Franz Joseph nahm sich vor, gegebenenfalls darauf hinzuweisen – wenn alles befriedigend verlaufen war.

Er trat vom Fenster zurück, als Crenneilles schwarze, von zwei Pinzgauer Pferden gezogene Kutsche den Innenhof überquerte, sich den Wachsoldaten näherte und rumpelnd zum Stehen kam. Die Soldaten salutierten, dann zogen die Pferde wieder schnaufend an, und er hörte, wie das Klappern der eisenbeschlagenen Hufe leiser wurde und der Wagen in der Durchfahrt verschwand.

Sie waren also gekommen – Graf Crenneville zusammen mit diesem Oberst Hölzl –, und sie würden in ein paar Minuten sein Arbeitszimmer betreten, um die Einzelheiten zu besprechen. Franz Joseph spürte, wie sich sein Magen verkrampfte. Er schloss den angelehnten Fensterflügel mit einem militärischen Ruck und zog seine Uniformjacke am Hals zusammen – es fröstelte ihn. Die Öfen seines Arbeitszimmers, riesige weiße Kachelöfen, die von separaten Fluren aus beheizt wurden, stammten aus den Tagen Maria Theresias und spendeten nur wenig Wärme. Wenn in sechs Wochen der Winter einsetzte, würde er sich wieder mit *scaldini*, tragbaren kleinen Öfen voll glühender Holzkohle, behelfen müssen.

Nein, dachte er seufzend, während er wieder an seinem Schreibtisch Platz nahm und mechanisch nach dem Federhalter griff, niemand konnte der Kaiserin verdenken, dass jeder längere Aufenthalt in der Hofburg sie an den Rand eines Nervenzusammenbruchs trieb. Wie sehr sie unter der stickigen Luft der Hofburg und dem düsteren Prunk des

spanischen Hofzeremoniells litt, wusste er, aber er hatte ihr nie zu helfen vermocht. Alles, was er tun konnte, war, Verständnis für ihre Zustände aufzubringen und ihr zu versichern, dass er sie liebte – falls es ihr denn, dachte er mit einem Seufzer, noch etwas bedeutete.

Jedenfalls schien ihr die kleine Venedigreise, die sie in der nächsten Woche antreten würden, nicht unwillkommen zu sein. Ganz gegen ihre Gewohnheit hatte sie seine Aufforderung, ihn auf diesem Besuch zu begleiten, nicht zurückgewiesen, schien sich fast ein wenig auf ein Wiedersehen mit der Lagunenstadt zu freuen.

Was genau er in Venedig plante, hatte er ihr vorsichtshalber verschwiegen. Aus naheliegenden Gründen war es erforderlich, den Kreis der Eingeweihten so klein wie möglich zu halten. Wenn die Sache ans Licht kam, war der politische Schaden unabsehbar. Zudem war zu befürchten, dass die Kaiserin sein Vorhaben missbilligen würde. Und das Letzte, was er sich wünschte, war ein Streitgespräch, das mit der Abreise einer grollenden kaiserlichen Gattin an den Starnberger See endete.

Fünf Minuten später waren Schritte im Vorzimmer zu hören, und ein livrierter Lakai erschien an der Tür. «Graf Crenneville und Oberst Hölzl, Majestät.»

Franz Joseph straffte den Oberkörper. Er tauchte den Federhalter in das Tintenfass und beugte sich über die Akten auf seinem Schreibtisch.

«Lass die Herren eintreten», sagte er knapp.

Er würde, den Federhalter in der Hand und die Augen fest auf die Akte gerichtet, langsam bis zwanzig zählen, danach den Kopf nachdenklich wiegen und schließlich *günstig erledigen* an den Rand des Aktenstücks schreiben. *Günstig erledigen* passte fast immer. Dann erst würde er geruhen, seinen kaiserlichen Blick zu heben und die Anwesenheit der beiden Herren mit zerstreuter Miene zur Kenntnis zu neh-

men. Auf keinen Fall durfte der Eindruck entstehen, er hätte bereits auf den Besuch gewartet.

Oberst Hölzl, dessen Herz so heftig schlug, als könne es jeden Moment zerspringen, blieb unwillkürlich einen Schritt hinter Crenneville zurück, der sich seinerseits mit behäbiger Gelassenheit dem Schreibtisch des Kaisers näherte. Das auf Hochglanz polierte und nach Bienenwachs duftende Parkett wirkte auf Oberst Hölzl so glatt wie eine Eisfläche, und er fragte sich, wie viele Besucher bereits auf dem Weg zum kaiserlichen Schreibtisch gestürzt waren.

Der Allerhöchste hatte den Kopf nicht gehoben, als sie über die Schwelle des Arbeitszimmers getreten waren. Er las, ganz so wie es seinem öffentlichen Bild entsprach, konzentriert in einer Akte. Oberst Hölzl sah, wie sich beim Lesen seine Lippen bewegten. Schließlich schrieb der Kaiser nachdenklich zwei Wörter an den Rand des Aktenstücks. Dann erst erhob er sich aus seinem Stuhl, trat neben den Tisch und blickte ihnen entgegen: ein mittelgroßer, fast schmaler Mann mit haselnussbraunen Augen und einem Bart, der ein wenig zu groß für sein Gesicht zu sein schien. Oberst Hölzl fand, dass Franz Joseph nicht ganz so majestätisch aussah wie auf den Bildern in den Amtsstuben.

Crenneville hatte ihn pünktlich um vier Uhr nachmittags in seinem Hotel abgeholt, und die zehn Minuten, die der Wagen zur Hofburg unterwegs war, hatten sie dazu genutzt, noch einmal alles durchzusprechen. Die Idee war kühn und originell. Denn was könnte die liberalen Abgeordneten des Hohen Hauses mehr davon überzeugen, dass die Abrüstung der Italienarmee ein verhängnisvoller Fehler war, als ein spektakuläres Ereignis auf der Piazza San Marco?

Oberst Nepomuk Hölzl, jung, ehrgeizig und Chef der militärischen Abwehr in Verona, war vor sechs Wochen telegraphisch nach Wien gerufen worden, um vom Generaladjutanten des Kaisers mit einem äußerst delikaten Komman-

do betraut zu werden. Daraufhin hatte er einen Plan entwickelt, der ebenso kühn war wie die Idee selbst.

Crenneville war beeindruckt – speziell von der originellen Lösung eines zusätzlichen Problems, das sich noch während der Planung ergeben hatte. Vielleicht, dachte Oberst Hölzl, war das der Grund, aus dem ihn Crenneville mit in die Hofburg gebeten hatte. In jedem Fall war es eine Ehre, in Gegenwart des Allerhöchsten das Wort zu ergreifen. Das alles würde seiner Karriere einen gewaltigen Schub verpassen.

Sie hatten, nachdem der Kaiser sie mit ausgesuchter Höflichkeit begrüßt hatte, auf zwei schlichten Bugholzstühlen Platz genommen, die vor dem Schreibtisch des Kaisers standen. Crenneville hatte bereits seit einer halben Stunde gesprochen und kam jetzt zum Ende seines Vortrags. «Allerdings», schloss er lächelnd, «hat sich noch eine kleine Variation ergeben.» Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und klappte seinen Notizblock zusammen. «Herr Oberst?»

Oberst Hölzl hob den Kopf und registrierte befriedigt, dass seine anfängliche Nervosität vollständig verfliegen war. «Es gibt tatsächlich eine Gruppierung in Venedig», sagte er langsam, «die anlässlich des hohen Besuches einen Anschlag auf das Leben Ihrer Majestät plant.»

Der Federhalter des Kaisers geriet bei dem Wort Anschlag in ein nervöses Wippen. «Wie bitte?»

«Unsere Agenten haben erfahren», fuhr Oberst Hölzl fort, «dass in drei Tagen jemand mit einer größeren Menge Sprengstoff nach Venedig unterwegs sein wird. Er arbeitet für Leute aus dem Umkreis des *Comitato Veneto*, einer Turiner Gruppierung, in der wir einen Maulwurf platzieren konnten.»

Der Kaiser runzelte die Stirn. «Steckt die piemontesische Regierung dahinter?»

Oberst Hölzl schüttelte den Kopf. «Dafür gibt es keine Indizien.»

«Was haben diese Leute vor?»

«Unser Agent weiß nur, dass ein Sprengstoffspezialist nach Venedig reisen wird, um die Operation zu leiten. Er kennt jedoch die genaue Zugverbindung und die *Codes*.»

«Welche ... *Codes*?»

«Die Kleidung, die der Mann tragen wird, damit er erkannt wird. Und die Parolen.»

«Ich kann Ihnen nicht ganz folgen.»

«Aus Sicherheitsgründen», sagte Oberst Hölzl, «beschränkt sich der Kontakt zwischen den verschiedenen Gruppierungen auf ein Minimum. Sie sind sich behilflich, achten aber streng darauf, dass man nur das Allernötigste voneinander weiß.»

«Wollen Sie damit sagen, dass der Mann, der den Sprengstoff nach Venedig bringt, die venezianische Gruppe nicht kennt?»

Oberst Hölzl nickte. «Ebenso wenig wie die venezianische Gruppe ihn. Deshalb die *Codes* – in unserem Fall eine schwarze Trauerbinde und das *Giornale di Verona*. So kann im Ernstfall niemand den anderen verraten. Der Austausch verläuft über eine Deckadresse in London und dauert in der Regel zwei Monate.»

«Warum verhaften wir den Mann nicht gleich am Bahnhof?»

«Weil er uns vorher zu den Verschwörern führen muss.»

«Also werden Sie zuschlagen, sobald Sie wissen, wie groß die Gruppe ist und wer ihr angehört.»

«Die andere Möglichkeit wäre», sagte Oberst Hölzl, «dass wir den Mann, der den Sprengstoff nach Venedig bringt, durch unseren Agenten ersetzen. Er könnte einen Herzanfall im Coupé erleiden oder unglücklich aus dem Fenster stürzen. Dann würde unser Agent das *Giornale di Verona* an sich nehmen, die schwarze Armbinde überstreifen und sich am Bahnhof ansprechen lassen. Wir hätten

einen Maulwurf direkt im Herzen des Feindes und wären nicht auf riskante Observationen angewiesen.»

«Und können die Gruppe jederzeit verhaften lassen», sagte der Kaiser.

Oberst Hölzl hob die Schultern. «Es wäre allerdings klug, die Festnahme nicht vom Militär, sondern von der venezianischen Polizei durchführen zu lassen.»

«Warum das?»

Crenneville schaltete sich ein. «Majestät erinnern sich, dass der Sinn der ganzen Operation darin besteht, auf die katastrophale Unterfinanzierung der Italienarmee hinzuweisen. Eine unterfinanzierte Armee hat keine effektive Abwehr. Deshalb sollten wir die Aufdeckung des Attentats der Zivilpolizei überlassen. Unser Agent wird ein paar Spuren legen, die man unmöglich übersehen kann.»

Der Kaiser wiegte nachdenklich den Kopf. «Und dieser Mann, den Sie ausgewählt haben – können wir uns wirklich auf ihn verlassen?»

«Das Herz, das in seiner Brust schlägt, ist Majestät treu ergeben», sagte Oberst Hölzl ein wenig pathetisch.

Das war gewaltig übertrieben, denn tatsächlich hatte es sich als schwierig erwiesen, in der Kürze der Zeit einen geeigneten Mann zu finden. Crenneville gegenüber hatte Oberst Hölzl diesen Umstand nicht erwähnt, und es schien ihm auch wenig ratsam, diesen Punkt vor den Ohren des Kaisers zur Sprache zu bringen.

«Von wo wird unser Agent auf mich feuern?», erkundigte sich der Kaiser.

Eine merkwürdige Frage, dachte Oberst Hölzl. Darüber hatte Crenneville doch lang und breit gesprochen. Aber vielleicht wollte der Kaiser ja nur sein Gedächtnis auf die Probe stellen.

«Von einer Dachluke des Palazzo Reale», antwortete Oberst Hölzl, «während der Ansprache Seiner Majestät. Er wird Schießpulver mit kräftiger Rauchentwicklung benut-

zen, und man wird einen lauten Knall hören. Nach dem ersten Schuss werden sich alle Augen auf das Dach richten. Dann feuert unser Mann einen zweiten blinden Schuss ab, schwenkt die Tricolore und verschwindet.»

«Auf der Piazza San Marco», fügte Crenneville hinzu, «wird zweifellos Panik ausbrechen, und man wird sich im Nachhinein daran erinnern, dass die einzige Person, die ...»

Franz Joseph beendete den Satz: «Die nicht von der Panik erfasst wurde, der Kaiser selbst war.» Seine Augen blitzten auf. «Ein Fels in der Brandung, ein *rocher de bronze*, der kalten Blutes das Kommando übernommen hat.»

Crenneville neigte sein graumeliertes Haupt. «Ich bin überzeugt davon, dass das Parlament seinen verhängnisvollen Entschluss sofort revidieren wird. Eindrucksvoller als durch dieses Attentat kann man die Gefährlichkeit der Italiener und die Ineffizienz des militärischen Apparates nicht demonstrieren.»

«Dann fasse ich noch einmal zusammen.» Der Kaiser legte den Federhalter aus der Hand, schloss die Augen und räusperte sich. «Punkt eins. Unser Agent tötet den Spezialisten, der mit dem Sprengstoff nach Venedig kommt, und gibt sich am Bahnhof für ihn aus. Punkt zwei. Er lässt die Gruppe auffliegen, indem er ein paar Spuren für die venezianische Polizei legt. Punkt drei. Er feuert auf mich aus einer Dachluke des Palazzo Reale.»

Der Kaiser schloss abermals die Augen, nur blieben sie diesmal ein wenig länger geschlossen. Als er sie wieder öffnete, waren sie auf Oberst Hölzl gerichtet. «Und diese Platzpatronen? Kann man die mit echten Patronen verwechseln?»

Oberst Hölzl gestattete sich ein fachmännisches Lächeln. «Das ist völlig ausgeschlossen, Majestät. Ich übergebe dem Mann das Gewehr und die entsprechende Munition persönlich.»

2

Der Zug verließ pünktlich um acht Uhr abends den Bahnhof von Verona - sechzehn grüngestrichene Waggon, an denen zwei fensterlose Gepäckwagen hingen. Nur eine kleine Gruppe kaiserlicher Offiziere und ein Dutzend Zivilisten waren zugestiegen, froh, sich aus der feuchten Kälte des Bahnsteiges in die beheizten Coupés flüchten zu können.

Die Anweisungen Oberst Hölzls waren äußerst präzise gewesen. Er hatte den Mann ohne Schwierigkeiten erkannt und sofort das Abteil gefunden, in dem er saß. Da es sich um ein Coupé erster Klasse handelte, hing über den grünen Plüschsitzen, gut beleuchtet von zwei Petroleumlampen, eine Lithographie des Kaisers. Was er, wie immer man auch die Angelegenheit betrachtete, als durchaus passend empfand.

Die angrenzenden Abteile waren frei geblieben, aber das spielte im Grunde keine Rolle. Er war darauf eingestellt, seine Arbeit geräuschlos zu erledigen. Zweifellos wäre die Operation in Gefahr geraten, wenn ein hoher Offizier trotz fehlender Reservierung darauf bestanden hätte, sich zu ihm und dem Mann in das Coupé zu setzen. Doch nachdem der Zug in Vicenza noch einmal kurz gehalten hatte und dieser Fall nicht eingetreten war, hatte er sich entspannt in sein Polster zurücklehnen können.

Das Gesicht des Mannes, der ihm gegenüber saß und mit dem er nicht mehr als ein paar unverbindliche Worte gewechselt hatte, war unauffällig, glatt rasiert und ein wenig feist. Von einem Knopf seines Gehrockes baumelte ein Kneifer, den der Bursche hin und wieder aufsetzte, wenn er in dem *Giornale di Verona* blätterte. Die schwarze Binde um den linken Oberarm ließ auf einen kürzlich in der Familie erfolgten Trauerfall schließen, ebenso wie die herabgezogenen Mundwinkel des Mannes, und seine leichenblasse

Gesichtsfarbe, die im Licht der Petroleumlampe ins Grünliche changierte, passte angesichts der Umstände besonders gut.

Er schätzte ihn auf Mitte dreißig - ein Zivilist, wahrscheinlich nicht einmal Reserveoffizier und mit Sicherheit schlecht in Form. Männer mit rosigen Wurstfingern waren im Kampf keine ernsthaften Gegner. Es würde sich schnell und problemlos durchführen lassen, zumal der Bursche völlig ahnungslos war. Ein kurzer, wohlgezielter Schuss direkt zwischen die Augen - die Angelegenheit von ein paar Sekunden -, und der erste Teil der Operation wäre erledigt. So wie die Dinge lagen, würde sogar der Schalldämpfer, den er vorsichtshalber auf seinen Revolver geschraubt hatte, überflüssig sein. Vor ein paar Tagen hatte er noch einmal die Zeit gemessen und festgestellt, dass die Eisenbahn genau acht Minuten brauchte, um die nördliche Lagune zu überqueren - Zeit genug, um den Mann zu töten und seine Leiche anschließend aus dem Coupé zu werfen, selbst wenn er unerwarteterweise auf Gegenwehr stoßen würde.

Der Regen hatte hinter Padua eingesetzt und sich vor Fusina - wo die Eisenbahnbrücke über die nördliche Lagune begann - in einen veritablen Wolkenbruch verwandelt. Das Regenwasser schlug mit harten Tropfen gegen die Scheibe, lief in breiten Schlieren das Fenster herab und sickerte darunter hervor. Bei freundlicherem Wetter hätte er jetzt das Coupéfenster heruntergelassen, um einen Blick auf die schimmernde Lagune zu werfen und voller Freude den fauligen Salzgeruch einzusatmen, doch heute musste es leider geschlossen bleiben. Alles, was er in der Scheibe erkennen konnte, war das Spiegelbild des Mannes, der die letzten Minuten seines Lebens mit der Lektüre des *Giornale* verschwendete - einer Zeitung von ausgesuchter Langweiligkeit.

Er nahm seine Aktentasche vom Nebensitz, löste den Riemen, mit dem sie verschlossen war, und steckte langsam

seine rechte Hand hinein. Wie immer empfand er die Berührung mit dem glatten Ebenholzgriff seiner Waffe als äußerst angenehm, in gewisser Weise erregender als die Berührung einer Frau. Die Eisenbahn war langsamer geworden. Sie hatten die Brücke erreicht. Es gab keinen Grund, noch länger zu warten. Er zog den Revolver aus der Tasche und richtete den Lauf der Waffe ohne Hast zwischen die Augen des Mannes. Dann spannte er den Hahn, betätigte den Abzug - aber alles, was er hörte, war ein trockenes Klicken. Der Revolver hatte eine Ladehemmung.

Der Mann mit den Wurstfingern reagierte erstaunlich schnell. Anstatt vor Schreck zu erstarren - was ihm selbst die Gelegenheit gegeben hätte, einen zweiten Schuss abzufeuern -, drehte sich der Bursche nach links und ließ den rechten Fuß nach vorne schnellen. Der Stiefel traf die Revolverhand und schleuderte die Waffe polternd zu Boden. Signor Wurstfinger katapultierte sich aus dem Sitz und ließ seine beiden Hände, schnell wie zuschnappende Schildkröten, auf seinen Hals zuschießen. Mit aller Kraft presste er seine Kehle zusammen. Der Schmerz war kaum zu ertragen, und einen Moment lang verschwamm die Welt vor seinen Augen. Er warf sich zur Seite und schlug hart mit dem Kopf gegen die Scheibe. Trotzdem gelang es ihm, Zeige- und Mittelfinger in die Augen des Mannes zu stoßen. Signor Wurstfinger schrie auf und lockerte unwillkürlich seinen Griff, was ihm die Gelegenheit bot, seine linke Faust von unten auf das Kinn des Gegners zu stoßen und seinen Kopf in den Nacken zu schleudern. Ein zweiter Faustschlag, diesmal der stärkeren rechten Faust, landete auf dem Kinn des Mannes und versetzte ihn in eine seitliche Drehung. Signor Wurstfinger verlor das Gleichgewicht, stürzte zu Boden und schnaufte wie ein Fisch auf dem Trockenen.

Er warf sich rittlings auf seinen Rücken legte den rechten Arm um den Hals des Mannes, während er ihn mit der linken Hand an den Haaren packte und ihm den Kopf nach

hinten riss. Ein kurzer, harter Ruck, dann brach das Genick. Es hörte sich an, als würde man am Strand eine Muschel zertreten. Signor Wurstfinger gab einen erstickenen Laut von sich, bäumte sich ein letztes Mal auf und sackte dann kraftlos auf den Boden des Abteils. Sein Kopf drehte sich zur Seite, die starren Augen waren auf das Antlitz des Kaisers gerichtet, der das Gefecht mit unbewegter Miene verfolgt hatte.

Inzwischen mochte der Zug die Hälfte der Brücke überquert haben, es blieben also noch knappe vier Minuten, um den Toten zu durchsuchen und anschließend aus dem Coupé zu werfen. Die Frachtpapiere fand er in der Innentasche des Gehrocks, zusammen mit dem Pass, einem Billett erster Klasse und der Reservierungsbestätigung für ein Hotelzimmer in San Marco. Der Pass war gefälscht, und selbstverständlich hatte der Mann nicht die Absicht gehabt, das Hotel aufzusuchen. Das Billett erster Klasse steckte er in die Innentasche des Gehrocks zurück: eine erste Spur für die venezianische Polizei.

Er packte den Mann unter den Achseln und lehnte ihn mit dem Rücken, so aufrecht er konnte, an die Tür des Abteils. Dann öffnete er die Tür und sah, wie der Oberkörper des Mannes rückwärts in die Dunkelheit kippte. Er bildete sich ein, das klatschende Geräusch zu hören, mit dem die Leiche auf die Wasseroberfläche aufschlug. Der Regen prasselte immer noch lautstark auf das Dach des Abteils. Dass jemand bei solch einem Wetter den Kopf aus dem Fenster gesteckt hatte, war auszuschließen. Falls doch, war es mit Sicherheit zu dunkel, um irgendetwas erkennen zu können. Er setzte sich wieder hin und legte das *Giornale di Verona* auf den Nebensitz. .

Der Zug verringerte seine Geschwindigkeit auf Schrittempo, jetzt konnte er auf der rechten Seite des Abteils ein paar Gaslaternen erkennen. Dann tauchte der Bahnsteig auf, Gepäckträger in dunkelblauen Uniformen warteten auf

dem Perron, hinter ihnen das Schild – falls es Reisende gab, die sich darüber im Zweifel befanden –, auf dem stand: Venezia, Santa Lucia.

Ein paar Minuten später stieg ein etwas mitgenommen aussehender Herr mittleren Alters aus einem Coupé erster Klasse. Er trug eine schwarze Armbinde um den linken Ärmel seines altmodischen Überziehers, hielt in der rechten Hand das *Giornale di Verona* und sah sich unsicher um. Offensichtlich hatte ihn ein Trauerfall nach Venedig geführt.

3

«Im Grunde ist dieses Schreiben ein Skandal», sagte Johann-Baptist von Spaur aufgebracht.

Der Polizeipräsident ließ die flache Hand auf seinen Schreibtisch klatschen und warf einen wütenden Blick auf das Portrait des Kaisers, das an der Wand hing. Der Schlag brachte ein Likörglas zum Klirren, das Spaur angesichts des Skandals geleert hatte, und verscheuchte zwei Spatzen, die sich auf dem Fensterbrett seines Büros in der Questura niedergelassen hatten.

Die Fensterflügel standen weit auf und ließen die milde Luft eines fast sommerlichen Herbsttages in Spaur's Büro strömen. Nach ein paar kalten Regentagen hatte der Wind über Nacht gedreht, und als Tron heute Morgen erwachte, war der Himmel über dem Canalazzo fleckenlos blau, wie reingewaschen. Tron hatte sich um zwölf Uhr mit der Principessa im Café Florian verabredet. Sein Interesse an Spaur's Schreiben hielt sich in Grenzen.

«Indirekt unterstellt man uns Unfähigkeit», fuhr der Polizeipräsident fort. «Wahrscheinlich hat Toggenburg in einem seiner Berichte durchblicken lassen, dass auf die venezianische Polizei kein Verlass ist. Anders kann ich mir dieses Schreiben nicht erklären. Ganze drei Sätze sind wir der Hofburg wert. Als ob wir mit der Sache nichts zu tun hätten.»

Die *Sache* war der Besuch des Kaisers, und bei dem Schreiben handelte es sich um eine lakonische Mitteilung des kaiserlichen Generaladjutanten, Graf Crenneville, an den venezianischen Polizeipräsidenten. Sie beschränkte sich auf die Bekanntgabe der Besuchsdaten und die höflich formulierte Bitte, in allen Angelegenheiten, die den Besuch des Kaisers betrafen, den Anweisungen des Stadtkommandanten, Generalleutnant Toggenburgs, zu folgen. Auf dem

Kopf des Bogens im halben Kanzleiformat stand in großen gedruckten Buchstaben *klassifiziert und dringlich*.

Tron legte den Bogen auf den Schreibtisch zurück und sah Spaur an. «Wann ist dieses Schreiben gekommen?»

«Heute Morgen. Per Boten von der Kommandantura. Ich wette darauf, dass Toggenburg den Inhalt des Schreibens kennt.»

Tron machte ein nachdenkliches Gesicht. «Vielleicht unterstellt man uns ja mehr als nur Unfähigkeit und zieht es deshalb vor, sich bei der Sicherung der kaiserlichen Person ausschließlich auf das Militär zu verlassen.»

Spaur runzelte die Stirn. «Was soll das heißen?»

«Dass man uns nicht über den Weg traut», Tron lächelte, «die venezianische Polizei für politisch unzuverlässig hält – unterwandert von Gefolgsleuten Turins und Garibaldi. In solche Hände legt man nicht die Sicherheit des Kaisers.»

Spaur verdrehte die Augen. «Als ob die Sicherheit des Kaisers bei Leuten wie Toggenburg in besseren Händen liegt! Ich würde *meine* Sicherheit *diesem* Militär jedenfalls nicht anvertrauen. Ist Ihnen das Datum auf der Mitteilung aufgefallen?»

Tron nickte. «Der Brief ist bereits vor zwei Wochen in der Kommandantura eingetroffen.»

«*Verschlüsselt* eingetroffen, Commissario. Das weiß ich von dem zuständigen Nachrichtenoffizier.»

«Und warum hat es so lange gedauert, bis wir die Anweisung erhalten haben?»

Spaur schnaubte verächtlich. «Weil aus Sicherheitsgründen die *Codes* geändert worden sind und man aus Sicherheitsgründen diese Änderung geheim gehalten hat. Da aber auf der Kommandantura noch immer nach den alten Codebüchern dechiffriert wird, konnte eine knappe Woche lang niemand klassifizierte Mitteilungen aus Wien lesen. Man hat die chiffrierten Nachrichten vom Ballhausplatz

und aus der Hofburg einfach abgelegt - in der Annahme, dass ohnehin nichts Wichtiges mitzuteilen ist.»

«Und wann ist das aufgefallen?»

«Als ein Rittmeister aus dem Generalstab, der sich auf diesem Weg ein Hotelzimmer bestellen wollte, keine Antwort bekam. Er hat daraufhin nachgeforscht und Krach geschlagen. Dann hat es noch eine Woche gedauert, bis die neuen Codebücher aus Verona eingetroffen sind. Bei der Anforderung der Codebücher ist ein falsches Formular benutzt worden, und die Gegenzeichnung des vorgesetzten Offiziers hat gefehlt. Deshalb erhalte ich die Anweisung des Generaladjutanten erst jetzt.»

Tron runzelte die Stirn. «Ich frage mich, warum so eine triviale Mitteilung chiffriert werden musste.»

«Weil alles, was mit dem Besuch des Kaisers zu tun hat, automatisch als klassifiziertes Material behandelt wird», erläuterte Spaur.

«Sind Einzelheiten über das Programm durchgesickert? Hat Toggenburg, als Sie ihn gestern auf der Piazza getroffen haben, ein wenig geplaudert?»

Spaur zuckte die Achseln. «Mir erzählt Toggenburg aus Prinzip nichts. Er hat lediglich ein paar Andeutungen gemacht. Offenbar wird der genaue Ablauf der kaiserlichen Visite diesmal als Staatsgeheimnis behandelt. Es gibt nur Gerüchte.»

«Was wissen wir gerüchteweise?»

«Dass der Kaiser die Südbahn nimmt und über Triest anreist. Und dann die Fahrt auf der Dampferfregatte *Jupiter* fortsetzt. Man munkelt, dass diesmal auch der Besuch eines Gewerbebetriebs geplant ist, der ein für diese Region typisches Produkt herstellt. Es kann also gut sein, dass der Kaiser eine Saline besichtigt oder dem Arsenal einen Besuch abstattet.»

«Das Arsenal ist ein Witz», sagte Tron. «Die großen Schiffe werden heute in Triest gebaut. Der Kaiser könnte höchstens eine Gondelwerft besuchen.»

Spaur hob entnervt die Schultern. «Ich weiß es auch nicht, Commissario. Wir müssen einfach abwarten. Angeblich wird der Kaiser sich auf dem Markusplatz dem Volk zeigen und den kroatischen Jägern einen Besuch auf der Dogana abstaten. Dann soll es noch einen Empfang im Palazzo Reale geben. Eine rein militärische Angelegenheit, soweit ich das verstanden habe.»

«Haben wir etwas mit der Absicherung zu tun, wenn sich der Kaiser tatsächlich dem Volk zeigt?»

Der Polizeipräsident sah Tron resigniert an. «Das würde ich auch gerne wissen. Aber es sieht im Moment tatsächlich so aus, als würde man keinen großen Wert auf unsere Mitarbeit legen.»

«Soll das bedeuten, dass wir den Besuch des Kaisers vollständig ignorieren?»

Spaur schüttelte den Kopf. «Natürlich nicht. Wir ziehen vorsichtshalber für diese drei Tage Personal aus anderen Sestieri ab und verstärken unsere Kräfte in San Marco dort, wo sich der Kaiser aufhält», sagte Spaur. «Und falls wirklich etwas passiert, falls tatsächlich jemand einen Anschlag auf das Leben des Kaisers planen sollte – vielleicht sind wir ja dann schneller als das Militär.»

Spaur streckte seine Hand nach dem Likörglas aus und warf einen nachdenklichen Blick auf das kaiserliche Portrait an der Wand. «Dann würde der Kaiser *uns* sein Leben verdanken», sagte er. «Und Toggenburgs Kopf würde auf dem Block liegen. Wir könnten, äh ...» Der Polizeipräsident leerte sein Likörglas mit einem Zug und heftete einen träumerischen Blick auf die rötlichen Reste des Getränks im Glas.

«Wir könnten was?», erkundigte sich Tron.

Spaur hob den Blick, räusperte sich und schickte ein nervöses Lächeln über den Schreibtisch. Schließlich wedelte er mit der linken Hand, so als würde er einen unstatthaften Gedanken verscheuchen. «Nichts, Commissario.»

«Hat Toggenburg irgendetwas über einen möglichen Anschlag auf das Leben des Kaisers angedeutet?»

Der Polizeipräsident schüttelte den Kopf. «Mit keinem Wort.» Seine Augen zogen sich zusammen. «Wie kommen Sie darauf?»

«*Ispettore* Bossi ist ein Gerücht zu Ohren gekommen. Angeblich planen ein paar Leute ein Attentat.»

«Woher hat Bossi diese Information?»

Tron seufzte. «Von seinem Friseur. Ich gebe zu, dass es sich hier um keine sehr zuverlässige Quelle handelt.»

«Gerüchte über einen Anschlag», sagte Spaur, «gibt es jedes Mal, wenn der Kaiser nach Venedig kommt.» Er schien fast ein wenig enttäuscht zu sein. «Die übliche Garibaldi-Folklore. Also vergessen Sie dieses Gerücht.»

Der Polizeipräsident griff nach der Likörflasche, schenkte sich großzügig nach und trank das Glas sofort zur Hälfte leer. Dann sah er Tron an. «Aber ich kann Ihnen etwas verraten, was *kein* Gerücht ist, Commissario.» Spaur lehnte sich lächelnd in seinem Sessel zurück. «Franz Joseph wird diesmal von der Kaiserin begleitet.»

Wie bitte? Einen Moment lang war Tron davon überzeugt, dass er sich verhöhrt hatte. Die Kaiserin in Venedig? Er schloss die Augen und musste unwillkürlich daran denken, wie er sie im Ballsaal des Palazzo Tron zum ersten Mal gesehen hatte: eine maskierte junge Frau, die unter all den Ballgästen ein wenig verloren gewirkt hatte. Sie waren sich seit jener Nacht nie wieder begegnet.

Tron räusperte sich. «Die Kaiserin wird den Kaiser begleiten? Das ist sehr ungewöhnlich. Wird Ihre Hoheit anschließend noch in der Stadt bleiben?»

Spaur hob die Schultern. «Davon ist mir nichts bekannt. Ich wüsste im Übrigen auch nicht, bei welcher Gelegenheit Sie Ihre Bekanntschaft erneuern könnten.» Der Polizeipräsident lächelte anzüglich. «Dass man Sie auf den Empfang in den Palazzo Reale bitten wird, ist unwahrscheinlich. Jedenfalls sollten wir auf alles vorbereitet sein. Finden Sie heraus, wen wir in den anderen Stadtteilen entbehren können, und machen Sie einen Einsatzplan für diese drei Tage. Und stellen Sie auf dem Weg nach draußen fest, wo mein *sergente* bleibt.»

Was sich erübrigte, denn in diesem Moment ging die Tür auf, und *sergente* Kranzler, Spaur's persönliches Faktotum, betrat das Büro, stellte wortlos ein Tablett auf den Schreibtisch und verschwand wieder.

Auf dem Tablett standen eine Kaffeekanne, eine silberne Zuckerdose, eine Tasse und ein Teller mit einem Stück Kirschtorte, das man als Grundstein für den Petersdom hätte benutzen können. Neben der Tasse lag ein Zettel, den Spaur mit mäßigem Interesse in die Hand nahm. Nachdem er ihn durchgelesen hatte, blickte er auf und lächelte matt. «Arbeit für Sie, Commissario.»

Tron, der sich bereits erhoben hatte, runzelte die Stirn. «Was ist passiert?»

«An den Fondamenta Nuove ist eine Leiche angeschwemmt worden», sagte Spaur gelangweilt. «Offenbar ist die Todesursache unklar.» Er streckte die Hand nach der Kuchengabel aus. «Bossi wartet in Ihrem Büro auf Sie. Die Nachricht stammt von ihm.»

[...]